

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 128 (1849)

Artikel: Wir müssen uns einschränken

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir müssen uns einschränken.

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß Herr Faber vor seinem Arbeitstische. Schwere Sorgen drückten ihn; das las man in seinen kummervollen Mielen. Rechnungsbücher, Wechsel und Konti lagen zerstreut vor ihm. „Was ist zu thun?“ seufzte er leise, „Jahr für Jahr geht's rückwärts; das Vermögen ist aufgebraucht; erworben wird nichts. Hier sind Konti im Betrag von 1200 fl., die schon vor 6 Monaten hätten bezahlt werden sollen; dort liegen zwei Wechsel, jeder von 1000 fl., die morgen fällig sind, und in der Kasse finde ich kaum mehr 30 Louisd'or. Was ist zu thun? Wir müssen uns einschränken und arbeiten.“

Die Thüre öffnete sich. Frau Faber trat ein in vollem Puze. „Guten Morgen, mein Schatz“, sprach sie, „schon so frühe beschäftigt?“

„Frühe?“ erwiederte Herr Faber verdrießlich, „es ist ja schon 9 Uhr.“

Sie. Du scheinst nicht wohl geschlafen zu haben, mein Lieber, oder hast du unangenehme Geschäfte?

Er. Ja, unangenehm genug. Wer möchte nicht verdrießlich werden, wenn er Tag für Tag sein Hauewesen den Krebsgang nehmen sieht? Sieh da diese Konti und Wechsel; 3000 fl. sollte ich bezahlen und habe nicht 300 fl. Hast du Geld, so gib her!

Sie. Nein, meine Kasse ist leer. Eben wollte ich 300 fl. bei dir holen, um morgen ins Bad zu reisen.

Er. Dafür habe ich kein Geld. Ueberhaupt muß ich dir sagen, daß wir anfangen müssen, uns einzuschränken, weil unsere Vermögensumstände sehr zerrüttet sind.

Sie. Zerrüttet? Wie ist das möglich? Ich brachte dir 50.000 fl. Heirathgut zu und vor 6 Jahren hast du 30.000 fl. geerbt.

Er. Das ist Alles beinahe aufgebraucht. Die Einnahmen sind klein, die Ausgaben horrend. Schau nur in meine Rechnungsbücher. Soll ich mich nicht in kurzer Zeit insolvent erklären, so müssen wir eine ganz andere Lebensweise beginnen.

Sie (erschrocken). Insolvent? Warum hast du mir früher nichts gesagt?

Er. Ich habe dich oft gewarnt, nicht so

großen Aufwand zu treiben. Du hattest zu meinen Warnungen nur gelacht und dich auf unser großes Vermögen berufen.

Sie. Nun in Gottes Namen, ich will mich einschränken. Aber die 300 fl. muß ich doch haben. Zu meiner Badereise ist Alles vorbereitet und du weißt, daß ich dieses Vergnügen nicht entbehren kann.

Er. Du bist ja gesund; wozu denn eine Badekur?

Pauline (hereinhüpfigend). Guten Morgen, lieber Vater! Haben Sie wohl geschlafen? Geben Sie mir doch einige Louisd'or; ich will heute eine Spazierfahrt mit einigen Freundinnen machen und dieselben, weil mein Geburtstag ist, bewirken. Bruder Albert wird uns mit den zwei Schimmeln und dem neuen Wagen fahren.

Vater. Kann nicht sein, liebe Pauline. So gerne ich dir dieses Vergnügen gönnen möchte, so erlauben es doch die Verhältnisse nicht. Es fehlt mir an Geld und die Schimmel sind verkauft.

Mutter und Tochter zugleich. Was, verkaufst? Wer soll denn unsere schöne neue Kutsche ziehen?

Vater. Die wird auch verkauft. Wir müssen alles Unnöthige und Ueberflüssige zu veräußern suchen. Ich behalte nur noch ein Pferd und den Einspanner.

Pauline. Ach, die schöne Berline und die zwei prächtigen Pferde verkaufst! Alles wird mit Fingern auf uns zeigen, wenn wir statt zweispännig nur einspännig ausfahren. Wir werden zum Gespött der Leute.

Mutter. Nein, das lasse ich nicht geschehen. Fange die Einschränkung mit etwas Anderm an.

Vater. Womit?

Mutter. Gehe nicht alle Abend zum Trunk. Damit kannst du Vieles ersparen.

Pauline. Und geben Sie das Jagen auf; das ist ein kostspieliger Artikel.

Vater. Meine Abendgesellschaften sind mir unentbehrlich und das Jagen dient zur Erhaltung meiner Gesundheit.

Mutter. Wenn du den Anfang mit dem Einschränken nicht machen willst, wer soll es denn thun?

Vater. Du, mein Schatz. Nimm dich selbst

der Hauswirthschaft an, daß wir nicht zwei Mägde brauchen. Stelle deine Spazierfahrten ein, gib die unnöthigen Badereisen auf und verwende keine so große Summen für Hoffahrt in Kleidern und Möbeln.

Mutter (mit einem spöttischen Knir). Ah, seht doch den trefflichen Moralprediger! Andern will er Alles verbieten, sich selbst aber nichts. Und worin soll sich denn unsere Tochter Pauline einschränken, strenger Herr Papa? Soll sie wie ein Bauernmädchen gekleidet sein? Soll sie wie eine Magd arbeiten? Soll sie sich wie eine Nonne in ihr Kämmerlein einschließen? Dann wird sie hübsche Freier bekommen! Etwa einen Schuster oder Buchdrucker oder gar einen Schulmeister! Ha, ha, ha!

Vater. Lehre sie einfach leben und arbeiten, dann wird es ihr an einer guten Heirath nicht fehlen. Versteht sie vom Hauswesen nichts, besteht ihre ganze Beschäftigung nur im Tanzen, Lesen, Klavierspielen und Puzzlemachen, so wird sich kein solider Mann um ihre Hand bewerben.

Pauline (schnippisch). Ich heirathe einen Herrn und keinen Mann. Ich bin nicht deswegen in einem französischen Institut gewesen, um wie eine gewöhnliche Jungfer zu leben. Gesellschaft, Lektüre, Tanz, Konzert, Ball, Mode, das sind meine Beschäftigungen, und die werde ich nimmer aufgeben; ich bin dazu erzogen worden. Ah, sieh, da kommt Albert, was wird der zu den Einschränkungen des Herrn Papa sagen?

Vater. Gut, daß du kommst, Albert. Wir sprechen so eben über eine wichtige Angelegenheit. Warum siehst du so verstört aus? Bist du frank? Was fehlt dir?

Albert. Pah, Lappereien! Wir waren im Bären bis Morgens 3 Uhr lustig beisammen; da setzte es noch eine Schlägerei ab. Ich hatte beim Spiel 30 Thaler verloren und auch die Uhr verspielt. Darüber etwas unmuthig und vom Wein erhitzt, machte ich meinen Kameraden einige Vorwürfe, daß sie mich hintergangen. Ein Wort gab das andere. Des Bärenwirths Kellner wollte den Streit schlichten; ich schlug ihm eine leere Flasche ins Gesicht, daß er, aus Maul und Nase blutend, zu Boden taumelte, und nun ging das Pauken los. Ich

soll nun dem Kellner 6 Thaler Schmerzengeld geben, oder er will mich verklagen.

Vater. Daraus wird nichts. Ich bezahle keinen Kreuzer. Wir müssen uns einschränken. Sage nur dem Bärenwirth, eine Klage rufe der andern; sowie sein Kellner dich wegen Schlägerei verklage, werde ich den Bärenwirth wegen Übertretung der Polizeistunde anzeigen.

Albert. Aber der Karoline schicken Sie doch wieder etwas Geld. Sie hat mir geschrieben, daß sie mit ihrem Kinde sich kaum durchbringe und Mangel leide. Sie wissen, wir haben ihr versprochen, wenn sie einen Andern als Vater angebe, ihr jährlich 100 fl. zu geben.

Pauline. Die kriegt nichts mehr. Wir müssen uns einschränken.

Mutter. Gut, daß nichts Schriftliches gemacht worden ist. Aber das arme Mädchen dauert mich doch. Es hat so viel Unabhängigkeit und Treue gegen uns bewiesen.

Vater. Für solche Sachen habe ich kein Geld mehr und von heute an werde ich keine Schulden mehr für dich bezahlen, Albert. Gib dir Mühe, etwas zu verdienen, und schränke dich in deinen Ausgaben ein.

Albert. Wie kann ich das? Gelernt habe ich nicht viel und an die Arbeit bin ich nicht gewohnt. Man sagte mir bisher immer, wir seien so reich und ich dürfe etwas draufgehen lassen. Da sind noch einige Pöschchen, die doch bezahlt werden müssen: dem Uhrenmacher für zwei Zylinderührchen 60 Thaler, dem Goldschmied für verschiedene Sachen 3 Louisd'or, dem Zuckerbäcker 30 fl., dem Herrn Gorini für Violinstunden 20 Thaler, dem armen Peter für Gänge, die er meinetwegen thun mußte, 6 fl., dem . . .

Vater. Wie ist das möglich, Albert, daß du so viele Schulden machen konntest? Ich gab dir doch wöchentlich 4 Thaler, um die Nebenausgaben zu bestreiten. Es ist mir unmöglich, diese Schulden zu bezahlen. Wir müssen uns einschränken.

Albert. Was verstehen Sie unter diesem Einschränken? Ich kann meine bisherige Lebensart nicht ändern, ohne von meinen Kameraden ausgelacht zu werden. Und wenn wir uns plötzlich so arm stellen, wird aus der Heirath

mit der reichen Mathilde nichts; sie ist jetzt schon etwas älter gegen mich.

Mutter. Albert hat recht. So wie wir anfangen, uns einzuschränken, wird der Verdacht rege, daß wir nicht gut stehen. Wir müssen auf dem gleichen Fuße fortleben, wie bisher, bis unsere Kinder verheirathet sind.

Albert. In einigen Dingen könnte man sich doch einschränken. Wir könnten jährlich die 100 fl. ersparen, die wir dem Vetter Karl gegeben haben, damit er studiren könne. Der Bursche kann ja ein Schuster werden, das kostet weniger.

Vater. Ja, ich werde ihm die bisherige Unterstüzung entziehen, ob'schon mich der fähige und fleißige junge Mensch dauert.

Pauline. Und die Rosine, der Sie das Lehrgeld versprochen, damit sie die Näherei erlerne, mag als Dienstmagd ihr Unterkommen suchen, so ersparen wir wieder eine hübsche Summe, die ich für ein neues Kleid verwenden kann.

Indessen trat die Stubenmagd herein und meldete, es seien zwei Rathsherren draußen, welche freiwillige Beiträge für ein neues Waisenhaus sammeln.

„Abgewiesen“, brummte der Vater.

Auch, berichtete die Magd, habe sich vor zwei Stunden schon der Pfarrer von *** gemeldet und lasse um eine milde Beistuer für sein abgebranntes Dorf bitten.

„Abgewiesen“, rief die Mutter, „wir können uns nicht mit solchen Dingen behelligen.“

„Aber“, fragte die Magd traurig, „soll ich auch die arme Schulmeisterswitwe abweisen, der Sie bisher von Zeit zu Zeit einige alte Kleidungsstücke für ihre sieben Kinder zukommen ließen?“

Mutter. Sage ihr nur, daß sie sich andernwo nach Kleidern umsehen soll. Wir werden in Zukunft die abgehenden Kleider an einen Feilrager verkaufen, das giebt wieder Geld zu einer Spazierfahrt.

Die Magd schlich betrübt fort.

„So hätten wir denn“, sprach der Vater, „einen Anfang mit Ersparnissen gemacht. Aber das reicht noch lange nicht hin. Wir müssen uns noch mehr einschränken. Wie wäre es, wenn wir einige der kostbarsten und überflüs-

sigen Möbel veräußern, den unnützen Gold-, Silber- und Brillantschmuck in Geld umwandeln würden, um die aufgelaufenen Konti zu bezahlen?“

Aber Mutter und Tochter rissen erzürnt: „Das thun wir nimmer! Diese Dinge können wir nicht entbehren.“ „Du hast bisher von den Debitoren nur 4 Prozente bezogen“, sagte die Mutter, „nimm in Zukunft dir 5.“

„Und leihen Sie in Zukunft kein Geld mehr ohne Hypothek, Provision oder Zins aus“, rief Albert. „Warum geben Sie nicht 80 statt 100? Dabei gewinnen Sie mehr als mit dem dummen Einschränken.“

„Aber die Leute, welche darunter leiden“, erwiederte seufzend der Vater.

„Pah, was gehen uns die Leute an? Wenn wir nur Geld gewinnen und uns nicht einschränken müssen!“ versetzte hohnlachend Albert. „Und suchen Sie mit unsren Gläubigern im Stillen zu akkordieren“, fügte er noch hinzu.

Und so geschah es. Dem armen Vetter Karl wurde die kleine Unterstüzung entzogen, der braven Rosine das versprochene Lehrgeld nicht bezahlt, die verführte, unglückliche Karoline ihrem Schicksal überlassen. Die außer Mode gekommenen Kleider wanderten zu den Feiltragern; die Debitoren hatten entweder einen höhern Zins zu entrichten oder die Kapitalien abzuzahlen; den Dienstboten wurde der Lohn verkürzt und das vorräthige Geld mit jüdischem Wucher ausgeliehen. Durch einen geheimen Akkord oder, wie man etwas vornehmer zu sagen pflegt, durch ein getroffenes Arrangement erhielten die Gläubiger den fünften Theil ihrer Forderungen. Im Uebrigen lebte die Familie Faber auf gleichem Fuße wie bisher, so lange es ging. Aber durch Wucher, Härte und Betrug wird der sinkende Wohlstand nicht festigt. Was dadurch erspart und gewonnen wird, fährt zu allen Löchern hinaus.

Sechs Jahre waren seitdem verflossen, da hielt an einem Abend vor dem ersten Gashofe des Orts, wo die Familie Faber wohnte, eine Kutsche. Ein Herr und eine Dame stiegen aus und begaben sich in die Gaststube. Da waren alle Tische besetzt, denn es fand eine gerichtliche Versteigerung statt. „Haus und Liegenschaften zum Zebra! Wer bietet mehr als

10,000 fl.?" rief der Gerichtsweibel. Der fremde Herr und die Dame stützen. „Ist die Familie Faber ausgestorben, daß ihr Besitzthum versteigert wird?“ fragte der Herr den Gastwirth. Wollte Gott, sie wäre ausgestorben, so würde sie nicht der Gemeinde zur Last fallen. Nein, die Alten sind im Armenhaus einquartirt, der ungerathene Sohn hat sich mit dem Gelde anderer Leute fortgemacht, wahrscheinlich nach Amerika, und die Tochter hat sich an einen Komödianten gehängt und reist Gott weiß wo in der Welt herum.

Der fremde Herr und die Dame sahen einander betroffen an. „Wer bietet mehr als 10,000 fl. auf das Faber'sche Haus und Gut?“ rief wiederholt der Gerichtsweibel. Eine lautlose Stille herrschte einige Augenblicke in der Gaststube. „12,000 fl.!“ rief eine Stimme; es war die des fremden Herrn. Alles schaute auf ihn. „12,000 fl. zum ersten, zweiten und dritten Mal! Sie sind Eigentümer von schon vor seiner Reise nach Ost-Indien den Bund der Liebe geschlossen, zum Traualtar zu führen. Der verlassenen Rosine hatte sich eine alte, reiche Witwe angenommen, und Rosine wußte die Neigung derselben durch Dankbarkeit und Treue so zu erwerben, daß sie von ihr im Testamente reichlich bedacht wurde.

Karl und Rosine traten nun die Faber'schen



Die Schnellpost.

Reisender. Hr. Posthalter! Ich muß augenblicklich wieder abreisen; lassen Sie frische Pferde vorspannen.

Posthalter. 's is schon recht. Sie müssen halt warten.

Reisender (5 Minuten später). Hr. Posthalter! Ich habe nun die vorgeschriebene Zeit abgewartet. Sorgen Sie dafür, daß die Pferde augenblicklich kommen, sonst stelle ich Klage.

Post. 's is schon recht. Sie müssen halt warten.

Haus und Liegenschaften zum Zebra, mein Herr! Wie heißen Sie?“ sagte der Gerichtsweibel. „Ich heiße Karl Chrhard und meine Frau Rosine Hermann. Beide von hier gebürtig und nahe Verwandte der unglücklichen Familie Faber.“ Alle Anwesenden gerieten in frohes Erstaunen. Mancher alte Bekannte trat hervor und drückte dem Paare zum frohen Willkommen die Hände. Karl mußte seine und seiner Frau Lebensschicksale erzählen. Diese sind in Kurzem folgende: Karl, nicht gehörig unterstützt, um seine Studien fortführen zu können, widmete sich der Handelschaft, wozu er ohnedies mehr Neigung als zum Studiren hatte. In ein Handelshaus aufgenommen, das große Geschäfte nach Ostindien trieb, machte er bald sein Glück. In Ostindien, wohin er nach einigen Jahren reisen mußte, erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen. Mit diesem kehrte er wohlbehalten in sein Vaterland zurück, um die eben so liebenswürdige als geschickte Rosine, mit der er Bestzungen an, jedoch nicht nur diese, sondern auch die verlassenen Kinderstellen. Die unglücklichen Eltern wurden aus dem Armenhaus in ihre frühere Wohnung abgeholt und von Karl und Rosine lebenslänglich versorgt. Das junge Paar lebte glücklich in Einfachheit und Fleiß und Gott segnete es mit ungestörttem Wohlstand und liebenswürdigen Kindern.

Reisender (10 Minuten später). Nun geht mir die Geduld aus. Ich muß auf der Stelle die Pferde haben. Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Minister.

Post. 's is schon recht. Sie müssen halt warten.

Reisender. Sie sind ein Flegel mir Ihrem „Sie müssen halt warten!“ Aber warten Sie nur! Wenn ich in die Residenz komme, werde ich gegen Sie die gehörigen Schritte thun.

Posthalter. So? 's is schon recht. Wissens was? In der Residenz habens auch noch keinen gfressen. Sie müssen halt warten.